

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 40 (1964-1965)
Heft: 10

Artikel: In den Freibergen
Autor: Demenga, Jürg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074425>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

IN DEN FREIBERGEN

Erzählung von Jürg Demenga

Illustration Fred Troller

Die Weide, die sie gewählt hatten, war einsam und lag abseits der Straße. Sie hatten ihr Zelt in der Nähe von Saignelégier zwischen hohen Tannen aufgeschlagen. In ein paar Tagen sollte dort der große Pferdemarkt, das Ereignis des Jahres, abgehalten werden.

Schon am frühen Morgen weckten sie die stampfenden Hufe der Tiere, die zur Musterung vorgeführt wurden. Es waren schöne, saubere Pferde, leicht gezäumt mit weißen Bändern. Sie trabten auf dem Roßwegelein vorbei, das sich kaum erkennbar durch den lockeren Wald schlängelte, nicht weit von ihrem Standort entfernt. Kinder und junge Burschen führten sie mit verhaltenen, melodischen Zurufen am Zügel.

An Schlaf war nicht mehr zu denken. Die Frau er hob sich vorsichtig, um den Mann und den Jungen nicht zu wecken. Sie spürte keine Müdigkeit mehr. Sie nahm ein Buch und trat ins Freie, setzte sich auf einen Baumstrunk und las.

Eigentlich waren sie beide nur dem Knaben zuliebe hier, der ausdrücklich darum gebeten hatte, mit Vater und Mutter gemeinsame Ferientage zu verbringen. Sie selber wären nicht auf den Gedanken gekommen, auf solch romantische Art Erholung zu suchen. Des Kindes wegen spielten sie die Komödie ihrer Ehe weiter, auf sich angewiesen, wären sie längst getrennte Wege gegangen.

Die Frau ließ das Buch sinken. Sie wußte, daß ihr Sohn die Spannungen zwischen den Eltern spürte und darunter litt. Sie hätte das Verhältnis gerne geändert und ihr Zusammenleben erträglicher gestaltet, oder neu angefangen. Der Mann jedoch wies ihre Bereitschaft zurück, zu einem Bruch konnte er sich aber auch nicht entschließen. Eine Lösung erhoffte sie von den ruhigen Tagen, die sie hier oben verbringen würden.

Ein Schmetterling tanzte vorbei. Wenn sie ruhig saß und sich unbeweglich verhielt, kam er wieder, um sich auf ihren nackten Fuß zu setzen. Die bloße

Haut mochte ihm angenehm sein, oder die Wärme, denn es war noch kühl. Das Gras war naß vom Tau.

Sie lehnte sich mit steifem Rücken an die lockere Steinmauer, die hinter ihr die Weide umschloß. Nochmals kam eine Koppel Pferde vorbei. Lustig bimmelten die silbernen Glöckchen am Halfter des Hengstes, der das Gestüt anführte.

Dann war es eine Weile still. Nur aus weiter Ferne waren Kuhglocken zu hören. Doch ihr Geläute war melodisch und angenehm, es störte sie nicht.

Nun näherte sich der Sommervogel wieder, umflatterte sie, tanzte vorbei, flog hin und zurück und setzte sich auf dieselbe Stelle. Sie spürte die feinen Füßchen; die Berührung war flüchtig und zärtlich zugleich. Er entfaltete die Flügel und wiegte sie lautlos und bedächtig, voll Wollust, wie es schien, als wollte er die Sonnenstrahlen trinken und in sich aufspeichern. Der Schmelz glänzte wie kostbarer Samt, von dem sie als Kind geträumt hatte, daß ihn die Königinnen im Märchen trügen. Er erinnerte sie an das dritte Kleid, das dem Aschenbrödel von den Vögeln im Baum über dem Grab seiner Mutter gespendet wurde und ihm zufiel. Das war gewoben aus Spinnweben und Goldstaub, aus Mondscheinstrahlen und Rosenblättern.

Sie wagte kaum zu atmen, um den Falter nicht zu stören. Langsam und vorsichtig näherte sie ihm ihre Hand. Noch einmal erhob er sich und wiegte sich wie ein fallendes Blatt. Er wollte sich wohl vergewissern, daß ihm nichts Böses drohte, ehe er sich geradewegs auf ihren dargebotenen Finger setzte.

Behutsam trug sie ihn näher zu ihrem Gesicht. Er regte sich nicht, ja, er schien sie sogar mit seinen glänzenden Äuglein prüfend zu betrachten. Nun beobachtete sie jede Einzelheit: den aufgerollten Rüssel, die Fühlhörner, den braunen Leib, das feine Gecripp auf den ausgespannten Schwingen, das ganze zierliche Insekt, das ihr zitternd vertraute und in ihre Obhut gegeben war.

Und sie dachte, daß der Schmetterling einen Gedanken jenes Gottes verkörperte, der das Schöne liebt, und aus dieser Liebe heraus seine Geschöpfe ins Leben rief, und der auch ihr die Augen gegeben hatte, die Anmut der kleinen Dinge und Lebewesen zu sehen.

Wie hatte sie vergessen können, daß es soviel Schönheit auf der Erde gab? Und daß Gott die Welt geschaffen hatte, weil er sie liebte. Und daß er dabei mit besonderer Sorgfalt an das Kleine und Beschei-

dene gedacht hatte. Zu sehr hatte sie sich in ihren Kummer vergraben! Ob es ihr gelingen würde, ihn hier oben abzuschütteln und das Leben wieder liebenswert zu finden?

Nun wurde auch ihre kleine Familie wach. Wenig später standen sie alle drei bereit, um über die weitläufigen, mit Tannen bestandenen Weiden zu wandern. Auf der Hochebene der Freiberge war die Hitze erträglich und die Luft frisch. Sie wußten, daß es in der Stadt unten immer noch drückend heiß war, sie hatten sie erst vor wenigen Tagen verlassen. Das Wetter hatte sich nicht verändert.

Jeder Tag erwachte strahlend unter einem klaren Himmel, aber gegen Mittag zog leichtes Sommergewölk auf und dämpfte die Sonne. Dann erhob sich auch ein Wind und strich über das sanft gewellte Plateau. Oft sprang er unvermutet hervor, wenn die drei Wanderer aus dem Walde traten und überfiel sie, keck und übermütiig.

Sogar unter den hochgewachsenen Bäumen, die sich einzeln und in Gruppen erhoben, war das Gras dicht und weich. Es war, als ob ihre Füße über einen endlosen Teppich schritten. Manchmal begegneten ihnen weidende Rosse. Darunter waren breite, braune Stuten, die sie furchtlos musterten, aber dabei doch ein wachsames Auge auf ihre Füllen hatten. Sie beschnupperten die Vorübergehenden. Die Jungen standen derweil schlaksig und bockbeinig daneben.

Nun ging der Vater mit dem Sohne voraus. Er erzählte Geschichten aus seiner Jugendzeit und verglich sie mit denen des Kindes. Die Mutter lief ein paar Schritte hinterher, es war ihr, als ob sie nicht dazugehörte. Sie lauschte wohl, was die beiden schwatzten, aber sie war gleichzeitig mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, die zurückwanderten, zu jener Zeit, da er ihr alle diese Geschichten erzählt hatte.

«Ich möchte, daß er wieder einmal ein Wort an mich richtete», dachte sie. «Er muß doch spüren und wissen, wie mir zu Mute ist.»

Sie traten durch ein Gatter auf offenes Weideland und ließen das lichte Gehölz hinter sich. Die Felder gaben den Blick auf die kleine Stadt frei. Sie war hübsch gelegen, auf einer kaum merkbaren Erhöhung. Ihre Dächer krönten den Hügel, sie bildeten den Abschluß zum Horizont. Dahinter lag nichts, das sie überragte.

Die drei Spaziergänger strebten nun Bémont zu.

Das waren lediglich ein paar Häuser, die wie große, ungeschlachte Blöcke wahllos neben die Straße hingesetzt waren. Früher hatte ihr die Bauart nicht sonderlich gefallen. Nun fühlte sie sich von ihrer versteckten und spröden Schönheit angesprochen, weil sie der Juralandschaft fremd und ihr doch zugehörig war, fordernd und anspruchslos zugleich.

Die Häuserfronten waren hell und doch glanzlos, mit ausgeschnittenen, eckigen Fenstern und kahlen Mauern, abweisend, auch wenn Blumen vor den Gesimsen und in den Vorgärten blühten.

Durch die offenen Türen sahen sie geradewegs in den Wohnraum, der unvermittelt an der Schwelle anbrach und ohne Übergang zur Mitte führte. Dort stand der Tisch, etwas weiter in der Ecke der Herd, Küche und Feuerung in einem.

Eine Bewohnerin schlurfte herbei, im geblümten Hauskleid, ungepflegt, doch mit gelassener Würde, wie sie auch dem Haus eigen war. Sie grüßte freundlich.

Im erstarrten Dreck des Vorhofes standen zwei Kälbchen; sie kamen neugierig näher. Sie trugen einen weißen Fleck auf der Stirn. Die Fremden standen geduldig still, um sie nicht zu erschrecken. Zögernd leckten sie die dargebotene Hand des Knaben.

Nach dem Überqueren der Straße betraten die Drei wieder Grasland und wandten sich nach Osten, längs der «Pâturage du Péché».

«Was bedeutet das?» frug der Junge. Die Mutter erklärte das Wort und meinte, darüber ließe sich eine Geschichte spinnen, und was sich an dieser Stelle wohl einmal zugetragen haben mochte.

«Das ist sicher ein alter Flurname», bemerkte der Junge altklug, «und es ist schon lange her, daß der Sündenfall geschehen ist.»

Die Mutter zwang sich zu einem Lächeln.

«Gewiß», sagte sie, «eine längst vergessene Geschichte.»

Dann wanderten sie schweigend weiter. Die Frau hing wieder ihren trüben Gedanken nach. Damals, vor ein paar Jahren, als sie das letzte Mal hier waren, um über die Jurawiesen zu gehen, hatten sie, scheinbar zufällig, die andere Frau in Montfaucon getroffen. Aber es war ein abgekartetes Spiel gewesen.

«Meine Freundin!» dachte sie bitter. Und wie sie bei der Begegnung Erstaunen geheuchelt hatte!

Sie konnte sich nicht helfen, ihre Gedanken kreisten unablässig um den Verrat und die Untreue ihres

Mannes. Mühsam versuchte sie, sich aufzufangen und an das Schöne zu denken, das ihr heute morger in der Gestalt des Schmetterlings begegnet war. Hatte ihr Gott nicht zu verstehen gegeben, daß ei sich ihrer erinnerte? Warum konnte er sich an den schönen Tag und an der ruhigen Stunde nicht freuen?

Der Mann schwieg beharrlich, und sie lief weiter wie man im Traume geht, ohne zu stolpern, aber auch ohne Bewußtsein.

Die Ortschaft grüßte aus der Ferne. Der Kirchturm streckte sein barock geschweiftes Dach über die Häuser der Siedlung, der Helmzier eines wachsenen Ritters gleich. Auf der Anhöhe neben dem Friedhof stand ein behäbiger Gasthof. Aber die Frau war nicht imstande, sich an dem lieblichen Bild zu freuen. Für sie lag ein trüber Schleier über der Landschaft.

Hier war es gewesen, daß sie von der falschen Freundin ausgestochen worden war. Als sie jene trafen, umgarnte sie allsogleich den Mann mit ihrer Künsten, versprühte ein wahres Feuerwerk vor ihm. Unscheinbar und unvorteilhaft verschwitzt von der langen Wanderung war sie selber daneben gestanden und hatte es nicht einmal gemerkt, daß jene der ganzen Auftritt und seine Wirkung zum voraus berechnet hatte.

«Wenn er mir jetzt ein gutes Wort sagen könnte» dachte sie wieder, «so könnte ich es besser ertragen.» Sie schluckte die aufsteigenden Tränen hinunter.

Nun erstiegen sie die Anhöhe über Montfaucon und betraten einen kleinen Tannenwald. Vom Grat aus schauten sie auf die andere Seite hinab, nach «Les Enfers», und weiter, über das Land, wo der Doubs vor Jahrtausenden sein Bett zwischen die Kalkfelsen eingegraben hat, und wo sie seinen verschlungenen Flußlauf ahnten. Die «Höllen» grüßten friedlich unter dem klaren Himmel der Freiberge zu ihnen hinauf. Sie verfolgten den Kamm nach Bémont zurück. Unterwegs fanden sie das Steinkreuz für den dort abgestürzten Flieger. Sie sahen die Kapelle von «Les Bosses», die jenseits des Grates zu ihren Füßen lag. Nur kurz bekamen sie das kleine Gotteshaus zu Gesicht; aus der Ferne sah es wie ein Kinderspielzeug aus. Sehr sauber war es mit seinen weißgetünchten Mauern, und es bedeutete ihr einen kleinen Trost, daß es dort stand und auf sie zu warten schien.

Sie waren nicht müde, als sie ihren Ausgangspunkt wieder erreichten. So angenehm war es gewe-

sen, über die sanften, grünen Weiden zu wandern.

Am andern Tag besuchten sie abends die Rennbahn, um den Concours-Reitern zuzusehen, die über das weite Rund ritten, als Hauptprobe, für das Fest des Sonntags. Bis in die Nacht hinein arbeiteten dort einige Männer. Sie hingen Fahnen auf, befestigten Sackleinwand längst der Umzäunung, versuchten den Lautsprecher.

Zwei Kinder jagten vorbei, auf ungesattelten Pferden. Das Mädchen war höchstens vierzehn, der Burse schien etwas jünger, aber nicht älter als der fremde Knabe aus der Stadt, der zwischen seinen Eltern auf der leeren Tribüne saß. Verwegen stoben die Bauernkinder davon, ihre Züge waren vor Eifer und Hingabe angespannt, ihre Wangen gerötet. Der Wind zerzauste ihre Haare. Sie übernahmen die Bewegung der Pferderücken in einem kraftvollen und rhythmischen Gleichklang.

Ein Hengst galoppierte rings um die Arena. Lustvoll genoß das Tier die ungeheuren Streckungen des Körpers, die Erde berührte es nur schnell und leicht, der Reiter schien mit ihm verwachsen.

Die Sonne sank als ein roter Feuerball hinter das große Gebäude mit den bizarren Türmen, das am morgigen Samstag zur Schaustellung und zum Verkauf der Rosse dienen sollte. Schon stand die schmale Sichel des Neumonds am Himmel. Die Nacht war klar. Beinahe stolperten sie im Dunkeln über die Baumwurzeln, während sie ihrem Lagerplatz zustreben, weil sie unablässig zu den funkelnden Sternen aufschauten.

Der Samstagmorgen war schwül und gewittrig. Schon waren viele Besucher unterwegs und strömten dem Städtchen zu. Auch die drei Wanderer drängten sich durch die Menge.

Die Pferde standen in langen Reihen dicht nebeneinander, nach Alter und Geschlecht geordnet. Sie trugen einen Zettel mit Nummern und Namen am Ohr, sie wieherten oder standen geduldig und ergeben. Sie streckten die mächtigen, warmen Flanken und die zarten Nüstern durch die Bretter der Verschläge und empfingen gelassen die Liebkosungen der Pferdefreunde. Ihre großen, dunklen Augen hielten sie aufmerksam offen, als wollten sie mit den Menschen reden und sich zu erkennen geben.

Hin und wieder führte ein Roßhändler ein Tier ins Freie, um es aus der Nähe zu prüfen, um seinen Gang, seine Haltung zu begutachten. Es waren eingerartige Männer mit verschlossenen Gesichtern, oft

mit pferdeähnlichen Zügen. Ihr Blick galt nur dem Tier. Um etwas anderes schienen sie sich nicht zu kümmern.

Die drei Beobachter entdeckten auch die jugendliche Reiterin vom Vorabend wieder. Sie saß mit ihrem Bruder auf der Umzäunung neben ihren Pferden. Ihre Füße staken in derben Schuhen, ihre Hose war etwas verbeult. Der Knabe stellte sich neben den Bauernburschen und sah bewundernd zu ihm auf. Das Mädchen trug eine frische Bluse. Sie hatte ein feines Gesichtchen. Wie schade, daß sie trotzig und mürrisch dreinblickte. Vielleicht war sie bloß scheu? Ihr Haar war blond und strähnig. Sie wußte nicht, daß sie hübsch und apart war, sie wollte es gar nicht sein. Ihre Bewegungen waren gehemmt. Sie lächelte kein einziges Mal. Die beiden Erwachsenen schauten ihr zu, wie sie wenig später über den Hof ging, mit schweren Schritten wie ein Stallknecht, mit hängenden Schultern, sie, die doch frei und gelöst zu Pferde sitzen und wie der Teufel reiten konnte!

Die beiden Knaben standen immer noch beisammen und streichelten das warme Fell des Tieres. Ihre Unterhaltung war sparsam, halb deutsch, halb welsch. Sie schienen sich ohne viel Worte zu verstehen.

Später verloren die Eltern ihren Jungen in dem Gedränge aus den Augen. Aber da sie sich an einer bestimmten Stelle verabredet hatten, war das nicht weiter schlimm.

In der Ortschaft herrschte Betrieb. Doch artete der Messezauber nicht ins Grobe aus. Das französische Element und die kleinstädtische Atmosphäre milderten, die eigenartige Weite der Juralandschaft dämpfte den Lärm und die Ausgelassenheit. Die Marktfahrer, etwas wilde Gesellen, mit allen Wassern gewaschen, hielten Musikdosen, Gebrauchsgegenstände, billige Kleider und Schleckereien feil.

Der Mann und die Frau trafen ihren Sohn mittags nicht an dem bezeichneten Ort. Sie dachten, daß er sich bei seinem neuen Freund aufgehalten und darob die Zeit vergessen hätte. Ohne das Kind fühlten sie sich verloren, so fremd waren sie sich geworden. Sie wechselten ein paar unpersönliche Worte. Auch hier, in der neuen Umgebung, waren sie unfähig, ein Gespräch miteinander zu führen. Sie trennten sich bald wieder, um die Suche nach dem Kind fortzusetzen.

Und sie dachte: «Die Ferientage gehen zu Ende. Ich habe gehofft, sie würden uns einander näher

bringen, aber wir entfernen uns immer weiter von einander. Ich lebe in der Erwartung eines Wunders, das nie mehr eintreffen wird. Hätte ich nur früher nach den Motiven gesucht, wie ein guter Detektiv: Warum zerstört er alles Gemeinsame? Warum strebt er von mir fort? Was für Gründe hat er, stets auf meine Fehler hinzuweisen und mir Schlechtes zuzutrauen? Warum weicht er mir aus? Hätte ich das getan, hätte ich vielleicht alles ändern können. Jetzt ist es zu spät. Zuviel ist geschehen, ehe ich erkannte: er liebt mich nicht mehr, weil er glaubt, jene andere Frau zu lieben. Er setzt mich ins Unrecht, um mir zu beweisen, daß er nicht allein schuld ist. Um sein Gewissen zu entlasten, sucht er die Schuld bei mir.»

Sie stand einsam inmitten der Menschenmenge. Wo der Knabe so lange blieb? Er mußte doch müde und durstig sein. Sie schlenderte weiter, zu den Boxen, wo sie ihn zuletzt gesehen hatten. Das Pferdemädchen und ihr Bruder waren allein. Auf ihre Fragen nach dem Verschwundenen wußten sie keine Antwort. Er war nicht lange bei ihnen geblieben.

Die Sorge um den Jungen hatte auch den Vater hergetrieben. Es war schon spät am Nachmittag. Gegen Abend fiel Regen, nicht viel. Es blieb warm und drückend. Das Gewitter tat der Fröhlichkeit der übrigen Festbesucher keinen Abbruch.

Sie suchten jetzt beide gemeinsam, die Angst um den Knaben führte sie einander näher. War er nicht besonders hübsch und feingliedrig? Und das Gesindel, das sich hier überall herumtrieb! Sie spähten nach ihm, bei den Verkaufsständen, rund um das Karussell und bei der elektrischen Autobahn, wo sich kreischende Pärchen stoßen und schütteln ließen. Dann flammten die bunten Lichter auf. Alle Leute stürzten sich in den fröhlichen Trubel.

Endlich entdeckten sie ihn. Glücklich lächelnd stand er neben einem dunklen Zigeuner, der hinter dem Ladentisch einer Bude bronzen Pferdchen und rosa-violette Wetterhäuschen feilhielt, deren Lackmuspapier mit Glimmer übersät war. Der Knabe nahm Geld entgegen, legte es in die Kasse, wickelte den gekauften Gegenstand in Seidenpapier und über-

reichte das Paket artig dem Empfänger. Es war ganz offensichtlich, daß er in seinem Eifer die Zeit und die wartenden Eltern vollständig vergessen hatte. Nun trat auch eine Frau dazu. Sie strich ihm liebevoll übers Haar. Der Besitzer des fliegenden Ladens lächelte ihr zu und legte die Arme um sie beide. Sie schienen eine glückliche Familie zu sein.

Als sie ihm ein Zeichen gaben, trat er unbefangen zu ihnen.

«Es sind liebe Leute», sprudelte er hervor. «Sie hatten auch einen Sohn. Er ist gestorben. Er wäre jetzt etwa so alt wie ich. Sie bleiben aber trotzdem zusammen. Sie fahren von Ort zu Ort, durch die ganze Schweiz. Darf ich mit? Sie sagen, daß ich bei ihnen sein kann, während ihr euch scheiden läßt. Ich könnte auch bei den Pferdekindern wohnen und reiten lernen. Dann besucht ihr mich hier und wir brauchen kein Haus mehr. Vielleicht heiratet ihr später wieder, und dann holt ihr mich heim.»

Sie gingen alle drei durch die dunkle Nacht zu ihrem Lagerplatz. Unbefangen plauderte der Junge weiter, als ob ihre Trennung schon eine beschlossene Tatsache wäre, als hätte er sich damit abgefunden.

Später, als er schlief, sagte der Vater: «Du verstehst ihn nicht. Darum ist er davongelaufen. Er will auf keinen Fall bei dir bleiben, ich kann ihn dir nicht allein überlassen.»

Die Mutter war noch zu bewegt, um die harte Entgegnung auszusprechen, die ihr einfiel. Sie schwieg. Nach einer Weile antwortete sie leise:

«Er braucht uns beide. Er braucht mehr. Er muß spüren, daß wir ein schützendes Dach über ihm bilden und uns lieben. Daß wir nicht bloß seinetwegen, sondern auch für uns beide leben wollen, nicht mehr nebeneinander und aneinander vorbei.»

Er gab keine Antwort und atmete ganz ruhig und regelmäßig, als ob er schliefe. Aber sie wußte, daß er wach war. Durch das kleine Fenster sah sie die Wolken am nächtlichen Himmel, aber schon leuchteten Sterne dazwischen. Und sie dachte:

«Ich darf nicht aufgeben. Die Wolken ziehen vorbei.»

